

dtv

Jess Jochimsen lädt ein zu einer satirischen Reise durch bewegte Zeiten, von der beinahe schiefgegangenen Einschulung im Deutschen Herbst bis zum Fiasko des Klassentreffens fünfundzwanzig Jahre später. Aufgewachsen als Sohn der beiden einzigen bayerischen 68er, zeichnet Jochimsen ein liebevolles und sagenhaft komisches Bild seiner Generation und der seiner Eltern. Was bedeutet es, wenn die Eltern auf Che Guevara und freie Liebe stehen, man selber aber Wickie und Winnetou als Helden auserkoren hat und ›La Boum‹ für den Gipfel an Erotik hält? Was wird aus einem, der von Hippie-Freaks erzogen wurde und eigentlich immer normal sein wollte? Was sind das für Menschen, deren wichtigste Frage nicht »links oder rechts« war, sondern »Geha oder Pelikan«?

Fünzig Jahre »1968«! Zum runden Geburtstag von Protestkultur, antiautoritärer Erziehung und sexueller Revolte bietet dieser Band den entlarvenden Blick eines Kindes und versammelt die schönsten Geschichten aus Jess Jochimsens Bestsellern ›Das Dosenmilch-Trauma. Bekenntnisse eines 68er-Kindes‹ und ›Flaschendreher oder: Der Tag, an dem ich Nena zersägte‹.

Jess Jochimsen, 1970 in München geboren, studierte Germanistik, Politikwissenschaft und Philosophie und lebt als Autor und Kabarettist in Freiburg. Zuletzt erschien sein Roman ›Abschlussball‹ bei dtv.

JESS JOCHIMSEN

»Mama und Papa
hatte ich nicht,
ich musste
Renate und Eberhard
sagen«

Das Dosenmilch-Trauma &
andere Geschichten eines 68er-Kindes

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich.

Von Jess Jochimsen ist bei dtv außerdem erschienen:

Abschlussball

Bellboy oder: Ich schulde Paul einen Sommer

DanebenLeben

»Krieg ich schulfrei, wenn du stirbst?«

Liebespaare, bitte hier küssen!

Was sollen die Leute denken



2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Dieser Band versammelt eine Auswahl an Geschichten aus

»Das Dosenmilch-Trauma. Bekenntnisse eines 68er-Kindes« und

»Flaschendrehen oder: Der Tag, an dem ich Nena zersägte«

© 2000 und 2002 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Fotos: © Jess Jochimsen

Umschlaggestaltung: Büro text + partner, Freiburg/

Dietrich Roeschmann nach einem Entwurf

von Michael Meister

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Gesetzt aus der Melior

Druck und Bindung: C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34931-4

»... über das Erwachsenwerden in einer Zeit,
die man mit billigen Schweizer Plastikuhren misst.«
Schöller & Bacher

»Was sind das für Zeiten,
in denen die Eltern ihren Kindern sagen müssen,
dass sie spießig sind?«
Ralf Rothmann

Inhalt

Meine Eltern waren Hippies	11
Die Einschulung	19
<i>Mein erstes Stofftier</i>	29
In memoriam Rechtschreibung	30
Winnetou auf dem Bonanza-Rad	32
<i>Erwins Mutter</i>	43
Klippschliefer und Meuchelpuffer	44
Der Kindergeburtstag	48
Kleine Philosophie vom Fahrrad	54
<i>Irgendwie ist der Gegenwart das Trampen abhandengekommen</i>	59
Friede Freude Eiersuchen	60
<i>Dass sie ihm nach dem Oberschenkelsteckschuss ...</i>	67
Novemberrevolution	68
Das Dosenmilch-Trauma	71
Das Krippenspiel	74
<i>Manchmal kommt die Abhängigkeit vor der Liebe</i>	91
Meine Probleme mit Gott	92

<i>Die Todesanzeige für Paul</i>	99
Knax fürs Leben oder: Ich war jung und brauchte das Geld	100
Das Gesicht hinter der Scheibe	104
Mein schönstes Ferienerlebnis	109
<i>Alles fing damit an, dass Katja Samuel kennenlernte</i>	115
Innerdeutsche Erfahrungen	116
<i>Die Pubertät ist nicht nur die Zeit ...</i>	119
<i>John Lennon war ein Schwätzer</i>	121
Flaschendrehen oder: Der Tag, an dem ich Nena zersägte	122
<i>Some girls are bigger than others</i>	133
Wie ich verweigern musste	134
<i>Unseren ersten Exhibitionisten ...</i>	145
My personal fifteen minutes	146
<i>Alles, was wirklich von Belang war ...</i>	151
Ein Traum von Äpfeln	152
<i>Aber gut sah sie schon aus</i>	161
Die Schlacht	162
<i>Das mumpfigste Gerede ist das über den Body</i>	173
La Boum – Die Fete ist vorbei	174
<i>Das Leben ist eine Wasserrutsche</i>	179

Parkhaus des Grauens	180
<i>In hormonell schwierigen Zeiten</i>	185
Draußen vom Walde komm' ich her	186
<i>Der 11.11. ist ja auch so 'n Datum</i>	193
<i>Am schlimmsten sind die Sätze auf den Einladungskarten</i>	195
Night on earth – Die sechste Stadt	196
Das Klassentreffen	201
<i>Jedes Mal, wenn ich vor dem Laden stehe ...</i>	213
<i>Wieso läuft in solchen Momenten eigentlich immer Udo Jürgens?</i>	215
Das perfekte Café	216
<i>Ich habe lange gerätselt</i>	227
Don't look back in anger. Eine Schachtelgeschichte	228

Meine Eltern waren Hippies

Meine Eltern waren 68er, und obwohl man das damals noch gar nicht so nannte, war das ausgesprochen hart für mich. Regelrechte Hardcore-Hippies waren sie, mit Flokati auf dem Kopf, Che Guevara in der Küche und Frank Zappa aufm Klo, aber hallo. Sie hörten den ganzen Tag Pink Floyd, da wurdest du blöd in der Birne als Kind. Was für mich allerdings erschwerend dazu kam: Meine Eltern sind auch noch Bayern. Bayern und 68er! Das ist eine Kombination, die gibt es eigentlich gar nicht. Man möge sich das bildlich vorstellen, Franz Josef Strauß in Schlaghosen und mit einem Arafat-Schal um den nicht vorhandenen Hals oder auch Stoibers Sturschädel von Dreadlocks bedeckt. Ein Ding der Unmöglichkeit, *bayerische* 68er, da kreuzen sich bigotte Dumpfheit mit sexueller Revolution, Klerikertum mit K-Gruppe, Pink Floyd mit Volksmusik – wenn die sich vermehren, kann man sich ja vorstellen, was da rauskommt: Das sieht nicht gut aus.

Schon im Mutterleib schwante mir Böses, aber ich war von all den Pülverchen und bewusstseinsweiternden Kräutern, welche meine Mutter zu sich nahm, derart benebelt, dass ich meinen Plan, noch etwas länger im Fruchtwasser zu planschen, nicht verwirklichen konnte und

pünktlich nach neun Monaten auf das im Wohnzimmer ausgelegte Tüchersammelsurium schwappte. An sich war das ganz nett, alle waren da, die Oma väterlicherseits, meine Mutter, einige Leute, die ich nicht kannte, und mein Erzeuger. Ich hatte ihn ja nie zuvor gesehen, mir ihn aber in etwa so vorgestellt. Er war groß, an den seltsamsten Stellen mit Haaren bedeckt, ein bisschen abgerissen gekleidet, und er ließ sein donnerndes Lachen erschallen, das ich schon im Ohr hatte. Geburtsschlag erhielt ich keinen (logisch, Pazifisten!), und ich dachte: Wird schon werden. Mein Vater nahm mich auf den Arm und begann mit mir erst mal über die Geburt zu reden, völlig zwanglos führte er mich ins Leben ein:

»Ja, griäß di. Servus in der Welt, Burschi, supa, dass'd da bist. He – kloaner Hos'nscheißer, *welcome on örf*. Wir müssen da jetza ned das Diskutier'n anfangen, schau' a mal her: I bin der Eberhard und die, wo da noch so saublöd umanand flackt, des is' die Renate.«

Was für eine Begrüßung! Es war noch viel schrecklicher, als ich in den dunkelsten embryonalen Stunden befürchtet hatte. Und das Schlimmste war: Ich verstand kein Wort. Das muss man sich mal vorstellen, man wird in diese Welt geworfen und versteht noch nicht einmal die eigenen Eltern – weil die so einen grauenvollen Dialekt sprechen. Die ersten Jahre verlebte ich eher unbewusst, da habe ich summa summarum gar nichts verstanden. Und *Mama* und *Papa* hatte ich ja nicht, ich musste immer Renate und Eberhard sagen. In diesem Punkt folgten meine Eltern konsequent den pädagogischen Maximen der frühen 70er-Jahre. Der Eigenname durfte um keinen Preis auf-

gegeben werden. Nur um das ein für alle Mal klarzustellen: *Mama* ist für ein Baby wesentlich leichter zu artikulieren als *Renate*!

Gestillt wurde ich, bis ich acht war, und dann gab's Körner. Dass ich überhaupt gewachsen bin, darf getrost als Wunder bezeichnet werden. Es handelte sich im Übrigen um Körner, die sich heute in keinem Laden dieser Republik mehr auf legalem Wege erwerben lassen. Garniert wurden diese Verdauungsbremsen mit allerlei Farnen und Moosen, von denen auch nur meine Eltern meinten, dass sie überhaupt essbar waren. Das Grünzeug war selbstredend im eigenen Garten angebaut und ungespritzt. Meine Fresse, das hätte man gar nicht spritzen brauchen, da wäre kein Schädling der Welt freiwillig rangegangen. Alsdann zermanschte derjenige, der laut Kochplan an der Reihe war, das Ganze in einem hölzernen Bottich und verrührte den bizarren Sud in rituellen, kreisenden Bewegungen. Linksdrehend.

Gesalzen wurde nicht. O nein, kein Salz, in den Salinen beutete die herrschende Klasse schließlich die Arbeiter aus, und der Eberhard und die Renate wollten da *ein Stück weit schon auch* ein Zeichen setzen. Curry gab es ebenso wenig, handelte es sich dabei doch um ein Produkt des englischen Imperialismus. Ketchup war aus anti-amerikanischen Gründen vollkommen ausgeschlossen. Ketchup? *No way!* Die Renate wettete in ihrer unnachahmlichen Diktion:

»Man tunkt seine Pommes ned in das Blut von Fietnam!«

Pfeffer hatten die Herrenmenschen auf den Kreuzzügen

geraubt, neulich erst, kam also auch nicht auf den Tisch. Man kann sagen, dass meiner Kindheit ein bisschen die Würze gefehlt hat. Die Suppe jedoch musste ich auslöffeln. Das war ein typischer Erziehungswiderspruch meiner Eltern: antiautoritär kochen, aber aufessen müssen. Natürlich wehrte ich mich mit Händen und Füßen, allein der Eberhard und die Renate verfügten über sämtliche didaktischen Aufess-Tricks. Als ob man eine Wahl gehabt hätte, tunkten sie den Löffel in die Pampe und säuselten etwas von »komm', noch einen Happen für den Opa«, und zack, schon bekam ich mit dem Zeug den Mund gestopft. Dabei hatte ich überhaupt keinen Opa, aber es gab schlicht und ergreifend keine zwei Meinungen: »Ein Happa für den Onkel, ein Happa für die Oma ...«, wie oft wünschte ich mir, dass in der Verwandtschaft möglichst bald wieder jemand sterben möge. (Obwohl ich diesen Wunsch immer gleich bereute, denn die Bärenmarken-Oma wollte ich keinesfalls gefährden.) Wenn es aber absolut ungenießbar wurde und ich mich partout weigerte, auch nur einen Bissen runterzuwürgen, griffen meine sonst so toleranten Eltern doch mal in die Knüppelkiste teutonischer Pädagogik:

»Wenn du des ned aufisst, Burschi, wenn du des ned aufisst, gibt's morgen schlecht' Wetter!«

Mein Gott, diese Verantwortung. Ich entschuldige mich hier in aller Form für so manch verregneten Sommer in den 70er- und 80er-Jahren. Aber ich hab's einfach nicht runtergebracht, dafür gewann der Begriff »Hungerstreik«, der in den Gesprächen der Erwachsenen so oft fiel, für mich schon sehr früh an Bedeutung.

Was darüber hinaus ebenfalls den eher scheußlichen Dingen meiner Kindheit zugerechnet werden muss und zudem auch wenig appetitanregend wirkte: Meine Eltern waren immer nackt. Das war ... also schön war es nicht. Der Eberhard und die Renate hatten nie was an zu Hause, das war *open*. Sie liefen wie Adam und Eva durch die Kommune und nahmen da überhaupt kein Blatt vor den Unterleib. Total *open* war das. Unser Haus besaß auch keine Türen, alles *open*, und immer wenn meine Eltern im Schlafzimmer waren, wenn sie in trauter Zweisamkeit im Bett lagen, wenn ›Wish you were here‹ auf dem Endlosband lief und wenn ich das alles in Ermangelung von Türen auch noch mit ansehen musste, riefen sie schnaufend:

»Geh weiter, Burschi, schau dir des ruhig an. Des ist Liebe.«

Die Renate kniete auf dem Bett und der Eberhard dotzte ihr von hinten mit seinem Unterleib gegen den Allerwertesten, also Liebe konnte ich da keine entdecken.

»Magst du koa Schwesterchen?«, fragte mich die Renate keuchend. »So geht des nämlich. Oder glaubst du noch an den Klapperstorch?« Dass sie überhaupt sprechen konnte, so wie sie traktiert wurde, wunderte mich, und mein Vater schrie:

»Schau her, so haben der Eberhard und die Renate dich auch g'macht, g'rad a so ham wir dich aa g'macht!« Dann brüllte er wie ein russischer Hammerwerfer beim entscheidenden letzten Versuch.

Also ich hätte echt kein Problem damit gehabt, vom Affen abzustammen, aber von Eltern, die so was so *open* machten, wollte ich nicht abstammen! Das sah vielleicht

krank aus. Das konnte unmöglich die herkömmliche Art der Fortpflanzung gewesen sein, denn das hieße ja, dass dann alle so einen Eiertanz aufführten. Nein, nein, das war nur bei meinen Eltern so, und deswegen bin auch nur ich ein derartig verkorkster Typ geworden.

Heute kommt mir gelegentlich in den Sinn, dass das Liebesleben meiner Freunde und Bekannten streng genommen noch viel kranker aussieht. Viele haben gar keines. Das sind die neuen Werte, also die ganz alten: Keinen Sex vor der Ehe, kein Petting vor der Verlobung. Oder Blümchen-Sex. Oder Dr.-Sommer-Sex. Also irgendwas hat sich im Wertgefüge doch verschoben, wir sind so: politisch indifferent, sexuell desorientiert, aber immer gut gekleidet. Und: Wir haben *fun*. Aber hallo haben wir einen *fun*. Wir hoppen von Event zu Event, von Club zu Club und haben aber so was von *fun*. Und einmal im Jahr scheißen wir in den Tiergarten und haben Spaß dabei. Welch eine Entwicklung – von der freien Liebe zur Loveparade, *evolution sucks!*

Was allerdings die moderne Musik, von House bis Techno, von Rap bis Big Beat angeht, daran bin ich unschuldig. Erstens kenne ich mich da nicht aus und zweitens wurden mir meine Vorliebe für Computer-Sounds und meine ablehnende Haltung gegenüber West-Coast-Protest-Geschrammel und anderer *Handmade*-Musik quasi in die Wiege gelegt. Bereits im Alter von fünf Jahren schenkte mir der Eberhard eine Klampfe. Alle meine Freunde bekamen Playmobil und ich eine E-Gitarre! Die Renate pickte eine Pril-Blume auf den Korpus, und ich sollte mich freuen, schönen Dank auch, das Teil wog so

schwer, dass ich es kaum halten konnte. Und das Problem mit Instrumenten ist ja vor allem das Erlernen ebendieser. An sich verlief die musikalische Entwicklung streng linear. Aus dem gemeinsamen Orff'schen Singspiel kristallisierten sich genau zwei Stränge heraus: die Flöteneleven, die später mal Sologeigerin oder zumindest Konzercellist werden sollten, und die zukünftigen Klavierschüler. Letztere Gruppe unterteilte sich noch in die Okarina- und die Melodica-Fraktion, aber das führt jetzt vielleicht zu weit. Ich stand sowieso außen vor, denn ich bekam als Einziger Gitarrenunterricht. Aus Kostengründen bei einem Weggefährten meines Vaters, einem Liedermacher, vor dessen Liedern der Staat oftmals erzitterte – und ich auch. Das erste halbe Jahr habe ich keinen einzigen Ton gelernt, die ersten 20 Stunden bestanden ausschließlich im politisch korrekten Bekleben des Gitarrenkoffers. Und was dann kam, war noch furchtbarer.

Warum ich mich im elektrischen Saitenspiel üben musste, fand ich schnell heraus. Meine Eltern wollten mich als Rhythmusgitarrero für ihre WG-Kapelle gewinnen. Keine Strafe war härter als Hippie-Hausmusik mit Eberhard an dem Sitar und Renate an den Bongos, hey, nach zehn Minuten hattest du Ohrmuschelkrebs im Endstadium. Ich glaube, die 70er-Jahre waren der Horror für alle, die sich in Hörweite befanden, speziell für unsere Nachbarn, die von Gintens. Irgendwann verboten sie ihrer Tochter Astrid sogar, mit mir zu spielen (was mir nicht unrecht war). Ich bin mir sicher, die von Gintens haben sich gedacht: Eltern, die solche Musik machen und nackt in der Gegend herumlaufen, wie werden die wohl ihr

Kind erziehen? Ich gebe zu, dass ich mich das auch manchmal gefragt habe.

Dabei wollte ich doch eigentlich nur normal werden. Das konnte doch nicht so schwer sein. Wieso hat das nicht geklappt? Vielleicht weil ich nie Prügel bekam? Meine Eltern haben mich nie geschlagen, da wird man doch nicht *normal*. Ich wurde noch nicht einmal missbraucht. Wie sollten sich so die gängigen Neurosen herausbilden? Es ist ja nicht so, dass ich nicht ausreichend mit Wissen und Werten versorgt worden wäre, ich konnte damit nur nie so recht etwas anfangen. Meine gesamte Kindheit hindurch wurde ich mit Regeln und Richtungsweisern vollgeschrieben. Wie eine Tafel. Alle können lesen, was draufsteht, nur man selber nicht. Noch heute fühle ich mich manchmal so. So *merkwürdig*. Wie ein geknicktes Vorfahrtsschild, das irgendwo, meilenweit von der nächsten Straße entfernt, rumsteht. Einfach nur dumm rumsteht.

Die Einschulung

Mit dem Namen *Jess Jochimsen* warst du in Bayern der komplette Volldepp, kein Schwein konnte das aussprechen, geschweige denn schreiben.

Ich wäre wegen dieses Namens beinahe nicht eingeschult worden.

Dabei wollte ich von ganzem Herzen in die Schule. Nach viereinhalb Jahren marxistisch-leninistischer Krabbelgruppe und ideologiekritischem Kinderladen wollte ich unbedingt da hin. Im schulfähigen Alter war ich, daran lag es nicht, außerdem hatte ich die beiden Tests für die Schulreife bestanden. Zum einen: Ich konnte auf dem Strich gehen. Problemlos. Das musste man damals, wenn man in die Schule wollte.

Zehn Meter auf einem Kreidestrich entlanglaufen, ohne auf die Fresse zu fallen. Konnte ich. Die zweite Prüfung bestand aus einer Turnübung. Mit dem rechten Arm über den Kopf ans linke Ohr. Und umgekehrt. Wenn man das konnte, war man in Bayern schulreif – oder hatte zumindest sehr lange Arme für sein Alter. Egal, ich war reif!

Die Problematik meiner Einschulung lag eher in meinen Eltern und der Zeit begründet. Ich sollte ja 1977 damit beginnen, lesen und schreiben zu lernen, und 1977 tobte der deutsche Herbst, es war die Zeit der Schleyer-Entführung und der RAF. Der Eberhard und die Renate

hielten die Schule für eine ideologisch äußerst bedenkliche Einrichtung. Ein politisch hochbrisantes Klima herrschte, und *Schule*, sagen wir es, wie es ist, war für meine Eltern eine *kryptofaschistische Institution des Staatsapparates*.

Ich hatte keine Ahnung davon, was genau die Schule sein sollte, ich wusste gerade einmal, dass es sich um etwas Faschistisches handelte – und ich wollte da hin; meine Sandkastenkumpels wollten ja auch, warum ich also nicht?

Aber meine Eltern hat das mit der Schule schlicht und ergreifend nicht interessiert. Die saßen in der Küche, diskutierten endlos über die politischen Ereignisse und nahmen Drogen. Mich ergriff Panik, dass die Renate und der Eberhard meine Einschulung verpennen, die Anmeldung einfach vergessen könnten, weil sie ständig am Labern waren und dabei ganze Felder wegkiffen. Sie hockten rum und bauten in einer Tour Tüten. Riesendinger waren das, *don't bogart that joint my friend*, und diese Tüten wurden dann geraucht, bis die Augen nur noch aus den Pupillen bestanden. Als ich schließlich doch noch in die Schule kam, habe ich die Schultüten für etwas zum Rauchen gehalten!

Verunsichert und aufgeregt betrat ich den ungeheuren Betonbau der staatlichen Wittelsbacher Grundschule. Mein erster Schultag! Zur Begrüßung mussten sämtliche Eleven nebst ihren Eltern auf den akkurat aufgestellten Stühlen in der Aula Platz nehmen. Das erste Gefühl, welches mich beschlich, lässt sich mit einem Wort präzise beschreiben: Neid. Alle anderen Kinder waren gekämmt